

Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autors deutsche Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(10. Fortsetzung.)

Ihre Gedanken flogen nach jenem Tage, auf dem Paul sie am vorigen Tage verlassen, und wo sie ihm hätte schwören müssen, nicht abzuhelfen, ohne ihn wiedergesehen zu haben. Sie fragte sich, was er wohl damit haben wollte, ihm anderswo Modell zu stehen, als man leise an die Thür ihres Zimmers klopfte.

Sie wandte sich um und murmelte bleich und zitternd: „Wenn er es wäre!“

In diesem Augenblick drehte sich der Schlüssel im Schlüsselloch, und die Thür öffnete sich langsam. Es war nicht Freneuse. Der Besuch war eine schwarzgekleidete Dame, die ziemlich vornehm und einnehmend ausah.

„Ich sehe, mein liebes Kind,“ begann die Dame und setzte sich auf einen der Strohsessel, „an Ihrem Esstisch, daß Sie mich nicht wiedererkennen.“

„Entschuldigen Sie, Madame, ich erinnere mich nicht,“ murmelte das junge Mädchen.

„Ich war gestern ganz nahe bei Ihnen, und es thut mir weh, Sie an diese graufamen Augenblicke zu erinnern: ich war in Ihrer Nähe, als Sie für Ihre verstorbene Schwester beteten.“

Via zitterte und sah die Frau aufmerksam an.

„Ich hatte auch auf dem Grabe unserer theuren Bianta gebetet!“

„Sie kannten sie?“

„Seit zwei Jahren; ich bin oft mit ihr in Mailand bei Freunden meines Mannes zusammengetroffen, der damals mit mir in Italien reiste.“

„Sie hat mir nie von Ihnen erzählt.“

„Jedenfalls ebensowenig, wie sie Ihnen erzählt hat, warum sie nach Paris gekommen war.“

„Verzeihen Sie, Madame, das hat sie mir gesagt.“

„So wissen Sie also, daß Bianta ihren Vater suchte, der auch der Ihrige war?“

„Ja, ich wußte es.“

„Aber Sie wissen nicht, daß sie ihn durch meine Hilfe wiedergesehen hat.“

„Unser Vater? Wie, sie hat ihn wiedergesehen, und ich wußte es nicht? Nein, nein, das ist unmöglich!“

„Sie hatte mir auch geheim gehalten, daß sie eine Schwester hatte. Erst gestern habe ich durch Zufall erfahren, wer Sie sind. Ich hatte sie zu einer braven Frau gebracht, die in der Rue des Abbesses ein Hotel garni hält, und die gestern Blumen nach dem Kirchhof brachte. Was mich anbetrifft, so wußte ich nicht, daß sie Abends ausging, denn sie kam zu mir nur Morgens und sprach mit mir nur von Ihrem Vater. Ihr einziger Gedanke war, ihn wiedergesehen.“

„Aber hat sie ihn denn nicht wiedergesehen?“

„Leider nein, und das hat sie getödtet.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Dass man Ihnen nicht erzählt, wie Ihre Schwester starb?“

„Man hat mir erzählt, sie wäre ganz plötzlich gestorben.“

„Sie ist vor Kummer gestorben. Sie litt an einer Herzkrankheit, und ein plötzlicher Schmerz hat ihr das Herz gebrochen. Sie hatte erfahren,“ fügte Madame Blanchelaine hinzu, „daß ihr Vater sich weigerte, sie zu empfangen, daß er sie verurtheilte. Auf den lebenden Brief, den sie ihm geschrieben, antwortete er in sehr harter Weise. Das arme Kind hat nicht die Kraft gehabt, diesen Schlag zu ertragen.“

„O, das ist entsetzlich!“ schluchzte das junge Mädchen und sank auf einen Stuhl.

Die Dame erhob sich, trodnete mit ihrem Batistatüchlein die Thränen, die über Via's Gesicht strömten, und sagte zu ihr in sanftem Tone: „Verzeihen Sie nicht, mein Kind; die Menschen sind vergänglich, und Ihre Vater hat augenscheinlich einer ersten Bewegung des Zornes nachgegeben; doch sein Herz kann sich wandeln, und er wird Ihnen nicht verweigern, was er seiner ältesten Tochter abgeschlagen hat; er wird Ihnen zu Hilfe kommen.“

„Ich danke Ihnen, Madame, doch ich brauche Niemanden,“ murmelte das junge Mädchen.

„Das weiß ich, mein Kind, ich weiß, Sie sind vernünftig, sparsam, und es ist Ihnen gelungen, durch redliche Arbeit etwas Geld zurückzulegen. Doch... ich sehe in dem Beruf, den Sie ausüben, keine Garantie für Ihre Zukunft. Sie werden nicht immer dahin bleiben, und wenn Sie das Alter erreicht haben, in dem Sie den Künstlern nicht mehr als Modell dienen können...“

„Ich bin entschlossen, nie wieder Modell zu stehen. Ich will nach Subiaco zurückkehren, wo ich geboren bin und wo meine Mutter gestorben ist.“

„Nach Subiaco? Welch seltsames Zusammenreffen! Wir waren dort bereits vor zwei Jahren, mein Mann und ich; damals haben wir uns nur kurze Zeit dort aufgehalten, doch wir fanden Ihre Berge so reizend, daß wir entschlossen sind, uns diesen Frühling dort niederzulassen und bis Ende des Sommers zu bleiben. Warum wollen Sie nicht mit uns mitkommen?

Hören Sie mich an, meine liebe Via. Sie stehen allein auf der Welt, da Ihr Vater Bianta verstorben hat und Sie nicht versuchen wollen, sein Herz zu rühren.“

„Niemals!“ versetzte Via lebhaft.

„Nun gut, mir, die ich alles besitze, um auf Erden glücklich zu sein, fehlt eins: ich habe keine Kinder!... da habe ich dann daran gedacht, Ihre Schwester zu adoptiren, und sie wie meine Schwester zu lieben... mein Mann theilte meine Ideen... eines Tages hätten wir sie verheirathet und ich später unser ganzes Vermögen hinterlassen. Der Tod hat uns die Bianta geraubt, doch Sie bleiben uns, und es hängt nur von Ihnen ab, mir die Hoffnung wiederzugeben, die ich verlor. Via, meine liebe Via, wollen Sie meine Tochter sein?“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Madame,“ murmelte das junge Mädchen, „doch ich habe Ihnen bereits gesagt, ich will nach Italien zurückkehren.“

„Und ich habe Ihnen doch gesagt, daß wir auch dahin gehen, mein Mann und ich, daß wir die Wälder haben, gerade in Ihrer Heimath den Sommer zuzubringen. Wann wollen Sie abreisen, meine liebe Via?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Nun, wir werden den Tag wählen, welcher Ihnen am besten paßt, mein Kind.“

„Sie sind zu gütig, Madame, doch ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Sie begleiten werde.“

„Weshalb, sind Sie nicht entschlossen, Frankreich zu verlassen?“

„Ja.“

„Nun, also ist es doch besser, wenn es so bald wie möglich geschieht; besonders, wenn, wie mir eben erklärten, Sie nicht mehr in den Ateliers Modell stehen wollen. Wenn Sie hier bleiben, würden Sie Ihre kleinen Ersparnisse bald erschöpfen, da Sie ja nicht mehr arbeiten wollen.“

„Ich werde nicht hier bleiben; es ist wohl möglich, daß ich schon morgen reise; doch ich kann nicht abreisen, bevor ich nicht mit Jemand gesprochen habe, der mir Lebenswohl sagen will.“

„Ah, es interessiert sich Jemand für Sie? Ich möchte diesen Freund kennen lernen, der Ihnen im Unglück treu geblieben ist.“

„So haben Sie also nichts dagegen, daß ich ihn um Rath frage?“ sagte Via nach kurzem Zögern.

„Ich habe nicht nur nichts dagegen, sondern ich erlaube Sie sogar dringend darum, und wenn Sie mit seinem Namen und seine Adresse geben wollen, werde ich ihn auffuchen, ihm erklären, was ich für Sie zu thun gedente und ihn bitten, sich mit mir zu vereinigen, um Sie zu veranlassen, meinen Vorschlag anzunehmen.“

„Nun, Madame, es ist der Maler, der mich gestern nach St. Ouen begleitet hat.“

„Wie, Herr Binos?“ rief die Dame, „aber das ist doch kein ernsthaft zu nehmender Künstler.“

„Es handelt sich nicht um ihn, Madame; ich spreche von Herrn Paul Freneuse.“

„In seinem Atelier haben Sie ja wohl den Tod Ihrer Schwester erfahren und haben seit Ihrer Ankunft in Paris nur für ihn Modell gestanden?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte Via.

„Madame Cornu. — Und Sie erwarren ihn jetzt?“

„Gewiß.“

„Und wissen Sie, daß er sich in nächster Zeit verheirathet?“

„Herr Freneuse verheirathet sich, sagen Sie?“ murmelte Via; „nein, das ist nicht möglich!“

„Ich versichere Sie, mein Kind, es ist die reine Wahrheit,“ entgegnete Madame Blanchelaine, „das Aufgebot ist veröffentlicht und die Trauung wird am Tage nach der Eröffnung des Salons stattfinden. Herr Freneuse heirathet Fräulein Marguerite Baullet, die Tochter eines reichen Hausbesizers. Aber, was haben Sie denn, mein liebes Kind?“

„Nichts, Madame,“ erwiderte Via, und unterdrückte mühsam das Schluchzen, welches sie fast ersticke.

„Ich dachte, Sie sind Herrn Freneuse sehr dankbar, und diese Nachricht würde Ihnen Vergnügen machen, doch ich sehe, ich habe mich geirrt.“

„Ich glaube nicht daran; wenn er sich verheirathet wollte, hätte er nicht versprochen, mich zu besuchen.“

„Mein Gott, liebe Via, Sie sehen mich sehr in Verlegenheit; es würde mir hart werden, Ihnen eine Illusion zu rauben, und andererseits möchte ich Sie doch auch nicht einem Manne opfern, der nur daran denkt, Sie auszubeuten...“

„Sprechen Sie, ich bitte Sie darum.“

„Ich fürchte aber, Sie nicht allein zu betrüben, sondern auch, Sie zu verlegen. Nun denn, mein liebes Kind, Herr Freneuse hat bemerkt... aber glaubt, bemerkt zu haben... kurz und gut, er bildet sich ein, Ihnen ein Gefäß eingestößt zu haben, das...“

„Sprechen Sie nur aus, Madame, er hat gelaugt, ich liebe ihn?“

„Sie haben es eben gesagt.“

„Es ist wahr, ich liebe ihn!“

„Ich hatte es geahnt und segne Gott, der mir die Idee einbrachte, hierher zu kommen, denn vielleicht ist es noch Zeit, Sie vor sich selbst zu retten und Sie von einer verhängnisvollen Leidenschaft zu heilen. Nach der Scene, die sich im Atelier abspielte, hat ihm Fräulein Baullet im Beisein des Herrn Binos noch eine andere gemacht; sie hat ihrem zukünftigen Gatten verboten, noch weiter mit Ihnen zusammenzukommen. Er hat ihr geschworen, Sie würden nicht mehr den Fuß in sein Atelier setzen.“

„Das glaube ich nicht, das wäre seiner unwürdig; übrigens habe ich ihn gleich am andern Tage wiedergesehen.“

„Weil er ein großes Interesse daran hatte, sich nicht mit Ihnen zu entzweien. Ich errathe seinen Plan, und, seien Sie aufrichtig, Via, hat er Ihnen nicht vorgeschlagen, Sie sollten ihm in einem andern Atelier Modell stehen?“

„Von einem andern Atelier hat er nicht gesprochen; er hat mich gefragt, ob ich wohl geneigt wäre, ihm an einem Orte Modell zu stehen, wo er mit mir allein sein würde.“

„Und Sie haben angenommen?“

„Nein, noch nicht, ich habe geantwortet, ich würde weitere Nachrichten von ihm erwarten.“

„Nun, so kann ich Ihnen sagen, er wird kommen.“

„Hierher?“ fragte das junge Mädchen zitternd.“

„Gewiß.“

„Nun, so werde ich ihn nicht erwarten,“ versetzte Via.

„Sie haben recht, mein Kind,“ versetzte Madame Blanchelaine mit ihrer sanftesten Stimme, „Herr Freneuse darf Sie nicht mehr hier finden.“

„Ich will fort,“ unterbrach das junge Mädchen, „heute Abend noch will ich reisen.“

„Heute Abend wäre es vielleicht zu spät, denn gestern hat er Ihnen seinen Besuch angekündigt. Er wird also sicher heute kommen. Wenn Ihnen also daran liegt, ihm auszuweichen, so haben Sie keine Minute zu verlieren. Sie müssen, mein Haus beständig öffnen, Via, ich werde Sie dorthin führen und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihre Entschlüsse nicht beeinflussen werde. Sie werden bei mir bleiben, so lange es Ihnen gefällt; jedenfalls die erforderliche Zeit, um die Gegenstände, welche sich in diesem Zimmer befinden, abholen, und die Effekten Ihrer armen Schwester, die sich noch bei Madame Cornu befinden, zu mir bringen zu lassen.“

„Wozu?“ murmelte Via.

„Das ist durchaus nöthig, mein liebes Kind; Sie können doch die Gegenstände, die Ihrer Schwester gehört haben, nicht so im Stich lassen. Ich werde Madame Cornu benachrichtigen, die alles zu mir bringen lassen wird.“

„Nun gut, mein Herr,“ sagte Via, „führen Sie mich fort, Madame, ich bin bereit, Ihnen zu folgen, wenn Sie mir versprechen, daß ich morgen Abend Paris verlassen darf.“

„Ich versichere es Ihnen und werde ich Sie nicht davon abzuhalten suchen, allein zu reisen, wenn Sie nicht warten wollen, bis wir, mein Mann und ich, unsere Reisevorbereitungen getroffen haben. Doch die Zeit verstreicht; ich bitte Sie, mein Kind, kommen Sie, ich bitte Sie, kommen Sie!“

„Ich bin bereit, Madame,“ sagte Via und stürzte auf die Thür zu, die Madame Blanchelaine geöffnet hatte. Sie ließ die Frau vorbeigehen und eilte, ohne auch nur den Schlüssel abzugeben, die Treppe hinab.

Der Vater Lorenzo rauchte vor der Thür seine Pfeife und begrüßte Via freundschaftlich, doch er war kein großer Sprecher und fragte auch nicht, wohin sie gehe.

Madame Blanchelaine war in einem Flaster gekommen, der vor der Thür wartete, ließ Via einsteigen, gab dem Kutscher die Adresse und ließ die Vorhänge herunter, in dem Augenblick, da das Pferd dem Quai zulief. Die Vorrichtung war nicht unbedeutend, denn im selben Augenblick kam ein Wagen aus der entgegengesetzten Richtung herangefahren, in dem zwei Herren saßen, und auf dessen Boden war verschiedene Malerutensilien bemerkt.

„Eine Minute später fliegen die beiden Männer vor der Thür des Hauses aus.“

„Guten Tag, aller Bandit,“ rief ihm der eine zu, „erkennst du mich nicht, edler Freund?“

„Nein,“ versetzte der Wirth erstaunt.

„Nun, so erkenne wenigstens den Signore Freneuse, den Wohlthäter einer deiner Mitherrinnen.“

„Sieh, sieh, Sie sind's, Herr Freneuse,“ versetzte Lorenzo lächelnd.

„Ja, ich bin's, aller Fra Diavolo,“ entgegnete Freneuse; „sei so freundlich und hilf dem Kutscher die Staffelei herabnehmen, die auf unserm Flaster liegt.“

„Sie wollen also hier arbeiten?“ fragte der Wirth.

„Ja, Vater Lorenzo,“ entgegnete Freneuse, „ich muß mein Gemälde vollenden. Wenn das Modell nicht zum Maler kommen will, muß der Maler zum Modell kommen.“

„Ach ja, die Via,“ rief Lorenzo, „sie ist in Trauer, weil ihre Schwester gestorben ist.“

„Wie geht es ihr denn?“ fragte Freneuse.

„Sie ist nicht krank, Herr, aber recht traurig; vom Morgen bis zum Abend weint sie und ist nicht.“

„Via wird nicht wenig überrascht sein, wenn sie uns so beladen antrifft sieht.“

„Ja, wenn sie nach Hause kommt.“

„Wie, ist sie ausgegangen?“

„Vor fünf Minuten, und es wundern mich, daß Sie sie nicht bemerken; der Flaster, in dem sie saß, ist an dem Thüren vorbeigefahren.“

„Das ist eigenthümlich,“ meinte Freneuse, „sie hatte mir doch versprochen...“

„Sie ist mit einer Dame fortgegangen.“

„Wie, sie war nicht allein?“

„Wie sah die Dame denn aus?“ fragte Binos, sich an den Wirth wendend.

„Sie trug ein seidenes Kleid und einen Sammetmantel und ist nicht zum erstenmal hierher gekommen.“

„Sie kannte Via also?“

„Das glaube ich nicht; eines Abends als Via's Schwester kam, trat diese Frau auf mich zu und fragte, zu wem die Person ginge, die eben in's Haus getreten wäre. Ich erwiderte ihr, das kümmere sie gar nichts, und sie ist brummend fortgegangen. Doch heute Morgen wachte sie genau, was sie wollte, denn sie hat mir den Namen Via Astrodi genannt und mir gesagt, man erwarte sie oben.“

„Sie lag offenbar!“ rief Freneuse, „Via erwartete Niemand als mich.“

„Via hat dir beim Fortgehen nichts gesagt?“ fügte er hinzu, sich an den Wirth wendend.

„Nein, gar nichts, Herr,“ erwiderte Lorenzo.

„Dann wird Via also wiederkommen,“ meinte Binos, „Sie hat ja ihre eigenen Sachen, und in solchem Falle zieht man nicht so ohne weiteres aus.“

„Doch hast recht, geben wir zu ihr hinauf und erwarren wir sie,“ sagte Freneuse und eilte zur Treppe, welche zu dem Stübchen im sechsten Stock führte.

„Nun, wir sind da, das ist die Hauptsache,“ fuhr Binos fort, „und es fehlt weiter nichts, als das Modell. Doch hoch, man klopft, es wird Lorenzo sein, er ist so beladen, daß er nicht selbst öffnen kann. O, laß dich nicht hören, ich gehe selbst schon.“

Er ging thätig nach der Thür, doch es war nicht Vater Lorenzo, den Binos auf der Treppe fand.

Binos wurde fast auf den Rücken gefallen, denn die Person war ein wohlgekleideter Herr. Er hatte kaum Zeit, zurückzutreten, um einem Zusammenstoße auszuweichen und schien sehr überrascht, als er auf der Schwelle das bärige Gesicht des Malers erblickte.

„Verzeihung,“ stotterte er, „ich täusche mich jedenfalls.“

„Wen wünschen Sie zu sprechen?“ rief Binos ihm zu.

„Ich suche ein junges Mädchen, eine Italienerin, die den Beruf eines Modells ausübt.“

„So? wie soll sie denn heißen?“

„Via Astrodi.“

„Was wollen Sie denn von dieser Via Astrodi?“

„Ich habe mit ihr von einer Angelegenheit zu sprechen, die sie persönlich interessiert.“

„Das heißt: Sie bedürfen meiner nicht; das begreife ich. Aber es thut mir leid, die Kleine ist ausgegangen.“

„Dann werde ich wiederkommen.“

„Warten Sie, warten Sie doch,“ rief Binos plötzlich, „Wir ist, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen.“

„Das ist schon möglich, mein Herr, auch ich glaube, Sie schon getroffen zu haben.“

„Sie sind nach der Place Pigalle gekommen und haben nach Herrn Baullet gefragt.“

„In der That, mein Herr, und ich erinnere mich, daß Sie mir auch dort die Thür geöffnet haben.“

„Das ist wahr, treten Sie also ein, Herr.“

„Herr Freneuse, komm doch einmal her,“ rief Binos.

Freneuse hatte diesen Dialog mit angehört und sich geräuselt genähert. Sobald er sich zeigte, nahm der Besucher seinen Hut ab und sagte in höflichem Tone:

„Mein Herr, ich hatte schon einmal die Ehre, Sie zu sehen, und ich bin sehr glücklich, Ihnen hier zu begegnen, denn ich komme gerade von Ihnen.“

„Wenn ich mich nicht irre, so sind Sie der Notar des Herrn Baullet, mein Herr,“ sagte Freneuse.

„Sein Notar? o nein, ich war der Notar seines Bruders, Herrn Francois Boyer, der erst kürzlich in Amelie-les-Bains gestorben ist.“

„Ah, ganz recht, Herr Baullet hat mir von dem Verlust erzählt, der ihn betroffen, doch ich habe ihn seit dem Tage nicht wiedergesehen, da Sie ihn in meinem Atelier aufsucht und...“

„Und Sie fragen mich,“ fuhr der Notar fort, „aus welchem Grunde ich Sie zu sprechen wünsche? Es handelt sich um folgendes...“

„Nein, nein, nicht hier!“ rief Binos und zog den Besucher in das Zimmer.

Der Notar trat ein, ohne sich weiter bitten zu lassen, denn die Anwesenheit Freneuse's beruhigte ihn.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „ich heiße Dugon; Sie wissen jedenfalls, daß ich nach Paris gekommen bin, um mit Herrn Baullet von dem Testament seines Bruders zu sprechen, wissen aber jedenfalls nicht, daß er in diesem Testament enterbt worden ist.“

„Das wußte ich in der That nicht,“ murmelte Freneuse.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dienstgeheimniß.

Humoreske von H. v. K a m p f.

Der neue Regimentskommandeur Oberst Schubert war ein äußerst liebenswürdiger Herr, dienlich wie außerordentlich, nur besaß er eine Schwäche, mit der er seine Untergebenen, und vor allen Dingen seine Kompagniechefs, fast zur Verzweiflung brachte.

Er verlangte nämlich von jedem Hauptmann, daß sich dieser genau um die Privatverhältnisse seiner Mannschaft bekümmere; speziell war es aber die Fußbekleidung — eine für den Infanteristen ja allerdings wichtige Frage — die den Oberst am meisten zu interessieren schien.

Dieses Interesse verlangte er nun auch von seinen Hauptleuten und langweilte diese sehr mit seiner wiederholten Frage: „Trägt der Mann Strümpfe oder Fußlappen, Herr Hauptmann?“

„Fußlappen, Herr Oberst!“ war die prompte Antwort des geplagten Kompagniechefs.

„So, so — hm — hm. Ganz recht, sehr einverstanden. Lassen Sie den Mann mal die Stiefel ausziehen.“

Der Mustertier that, wie ihm geheißen — aber o Schreden, er hatte keine Fußlappen — sondern Strümpfe an.

„Ich dachte Sie besser informiert über Ihre Leute, Herr Hauptmann!“

Mit strafendem Blick und kurzem Gruß verließ der Oberst den noch ganz beschämt dastehenden Kompagniechef, um bald darauf einen Anderen mit derselben Frage zu beglücken: „Hat der Mann Strümpfe oder Fußlappen?“

„Strümpfe, Herr Oberst!“ antwortete dienstfertig und überzeugt der Kompagniechef.

„So, so, mein Junge; strickt Dir Mutter wohl, nicht wahr? Möchte gern mal sehen — ob sie auch sitzen! Es gibt auf den Märschen immer so viel Fußtrante!“ wandte sich der Oberst jetzt an den Hauptmann.

„Lassen Sie doch mal den Mann den Stiefel ausziehen!“

Wieder that der Soldat, wie ihm geheißen; aber auch hier stimmte die Aussage des Hauptmannes nicht. — „Der Mann hat ja Fußlappen!“ brummte der Oberst geärgert. „Wie es scheint, wissen die Herren wenig Bescheid.“ Durch diesen Vorwurf war Hauptmann Donat nicht wenig ärgerlich. Er ließ die Kompagnie abtreten und begab sich dann zu den Kameraden seines Bataillons, um ihnen seinen soeben erlebten Aerger zu erzählen.

Man beschloß, sich beim Frühshoppen zu trösten.

Doch auch hier kam bald wieder das Gespräch auf des Obersten Siedelpferd, nämlich die Fußbekleidung.

Man berathschlagte hin und her. Keiner wußte einen Ausweg, den Wünschen des Obersten gerecht zu werden.

Der Einzige, der bisher immerglück mit einer richtigen Antwort gehabt, war Hauptmann Schulz. Er hatte sich dadurch die ganze Gunst seines Regimentskommandeurs erworben. Wie machte er es nur, daß er immer die richtige Antwort zu geben im Stande war?

„Das ist doch reiner Zufall,“ bemerkte Hauptmann von Bod. „Schulz kann doch gerade so wenig Gedanken lesen, wie wir!“

„Der Oberst sollte uns jetzt nicht mit solchen nebensächlichen Dingen langweilen — jetzt, einige Tage vor der Musterung, wo Jeder von uns doch den Kopf gerade voll genug hat!“

„Vielleicht will er dem General mit diesem „Fußlappen-Vogel“ imponiren“, meinte lachend einer der Anwesenden.

„Wollen's abwarten und uns nicht vorher schon aufregen. In drei Tagen wissen wir mehr als heute!“ bemerkte Hauptmann Dürr.

Die Stimmung besserte sich bald, der Aerger wurde vergessen, — das Gespräch auf andere Bahnen gelenkt.

Als sich die Herren vom Frühshoppen trennten, um ihre verschiedenen Gattinnen nicht durch zu langes Ausbleiben zu erzürnen, dachte schon Keiner mehr daran, ob die Mustertiere seiner Kompagnie Fußlappen oder Strümpfe trugen.

Der große Tag der Musterung war herangekommen. Man hatte in den letzten Tagen nur puzende, schauernde, wackelnde und stinkende Soldaten in den Kasernen gesehen.

Nun aber war alles in bester Ordnung. Die Helmspitzen, die Knöpfe, die Koppelgeschlöffer, alles blitzte und blinkte; der General konnte zufrieden sein. Und augenscheinlich war er es auch, als er mit dem Obersten die Front des Regiments entlang schritt, jeden einzelnen Mustertier von oben bis unten musternd.

Dabei kontrollirte er die Tornister, die Kochgeschirre, die Helme, ließ sich hin und wieder die Sohlen der Stiefel zeigen, fand hier bald etwas zu tadeln, dort etwas zu loben.

„Tragen Ihre Leute Strümpfe oder Fußlappen, Herr Hauptmann Mertens?“ fragte der General plötzlich, als er bei der sechsten Kompagnie angelangt war.

Wie vom Schlage gerührt stand der geängstigte Kompagniechef vor dem Gestränge. Doch nicht lange dauerte es und seine im Augenblick verlorene Geistesgegenwart lehrte zurück. Stramm, die Hand an die Wüpe

legend, antwortete er: „Strümpfe, Herr General!“

„So, so, hm hm — möchte den Sie bei einzelnen Leuten mal sehen.“

„Ziehen Sie Ihren Stiefel aus, Mustertier Bent,“ befahl der Hauptmann.

Dieser that, wie ihm geheißen. Er hatte keine Strümpfe, sondern Fußlappen.

„Sie scheinen wenig orientirt zu sein, Herr Hauptmann! Ich danke für weitere Vorstellung,“ mit diesen Worten wandte sich der General ärgerlich ab, um die nächsten Kompagnien genauer zu besichtigen.

Hauptmann Mertens stand da, als hätte man einen Eimer kalten Wassers plötzlich über ihn geschüttet. — Er probirte im Geiſt schon Civil und Cy-linderhut an.

Während er über sein geplagtes Leben nachdachte, schritt der General mit dem Obersten zu den anderen Kompagnien.

Wieder dieselben Fragen, — dieselben unbefriedigenden Antworten!

Der General wendete sich zu dem Obersten.

„Sie scheinen Ihre Herren im Dienst nicht zu sehr anzustrengen, Herr Oberst! Das muß anders — total anders werden! Ich werde in zwei Tagen noch einmal dieselbe Besichtigung abhalten.“

„Zu befehlen, Herr General!“

„Nun möchte ich noch das erste Bataillon sehen!“

„Zu befehlen, Herr General!“

Schon ganz niedergedrückt, geleitete der Oberst den Vorgesetzten zu der ersten Kompagnie.

Seine einzige Hoffnung setzte er auf die erste Kompagnie, auf Hauptmann Schulz. Der hatte ihn noch nie mit einer richtigen Antwort im Stich gelassen.

Der General begann seine Musterung bei der ersten Kompagnie.

„Haben Ihre Leute Fußlappen oder Strümpfe?“

„Verschieden, Herr General!“

„So? Dieser Flügelmann z. B., was trägt er?“ — „Strümpfe, Herr General!“

„Möchte mal sehen, mein Junge, ziehn Sie mal Ihren Stiefel aus,“ wandte sich der General in leutseligem Tone an den Soldaten.

Dieser zog sofort seinen rechten Stiefel aus und zeigte einen groben, aber tadellosen Strumpf.

„Was aber trägt sein Nebenmann?“ fragte der General weiter.

„Fußlappen, Herr General!“

„So, so, Hauptmann Schulz, lassen Sie den Mann seinen Stiefel ausziehen.“

„Zu Befehl, Herr General!“

Mustertier Schmidt zog seinen linken Stiefel aus und zeigte dem General einen lauberen Fußlappen.

„Sie wissen gut unter Ihren Leuten Bescheid, Herr Hauptmann!“

Aber, von Natur misstrauisch, dachte er, der Hauptmann könnte sich die beiden Vorderleute ausgesucht haben, und suchte sich nun aus den hinteren Reihen Mustertiere aus.

Überall bekam er die richtige Antwort, überall die ihm angegebene Fußbekleidung zu sehen. Unter freundlichem Händeschütteln trauten sich General und Oberst, um erst am Nachmittag wieder beim Liebesmahl zusammen zu kommen.

Das gesamte Offizierskorps war anwesend.

Schulz wurde von den Hauptleuten mit Fragen bedrängt, wie er sich nur so von jedem Einzelnen die Fußbekleidung merken konnte.

„Nun, so kommen Sie in eine stillere Ecke, meine Herren, damit kein Unbefugter mein Kunststück aufschnappt.“

Voll Wissensdrang folgten die Kameraden dieser Aufforderung.

„So hören Sie denn,“ begann Hauptmann Schulz, „mein höchst einfaches aber praktisches Mittel. Ich lasse die Leute auf den rechten Füßen Strümpfe, auf den linken Fußlappen tragen. Habe ich auf die Frage des Vorgesetzten nach der Fußbekleidung Strümpfe gesagt, und der Betreffende will sich überzeugen, so lasse ich den Soldaten den rechten Stiefel ausziehen; habe ich Fußlappen geantwortet, so muß er den linken ausziehen! Einfache Sache also!“ — Zwei Tage waren vergangen. Der General besichtigte noch einmal. Wertwürdig, wie gut heute die Sache ging.

„Sehen Sie, Herr Oberst, daß es zu machen ist, — daß ich nicht zu viel verlange. Jetzt können es die Herren in zwei Tagen lernen. Spreche Ihnen übrigens meine volle Zufriedenheit aus — bitte, dies auch dem Offizierskorps zu übermitteln! Ich danke!“

Trost.



Seien Sie froh, Frau Rath, daß Sie zu uns gekommen sind. In unserem Sanatorium herben Sie wenigstens nach der neuesten wissenschaftlichen Methode.